

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **27 (1975)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Spiel- und Schulkameraden / das Verhalten gegenüber «fremden» Kindern / die Einsamkeit des Kindes / Kontaktschwierigkeiten.

Im Konfirmationsunterricht würde ich als Diskussionsgrundlage das Jesus-Wort wählen: Was ihr einem unter den geringsten Brüdern getan, das habt ihr mir getan.

Der Film ist sehr geeignet, an Elternabenden gezeigt zu werden. Dabei könnte das Thema des Verständnisses, des Sich-Zeit-Nehmens für das Kind, aufgeworfen werden. Was heisst Geborgenheit für das Kind? Ein eigenes Bett, ein Wintermantel? Wie können wir dem behinderten Kind helfen, dass es nicht isoliert ist von der Gesellschaft?

Schliesslich weist der Film auf die Wichtigkeit der medizinischen Betreuung in der Schule hin.

Vergleichsmaterial

- Das Buch «Peles Bruder» von M. Cortesi und J. Steiner.
- Texte aus dem Neuen Testament.
- Marcel Schüpbach: «Murmure», Dokumentarspielfilm, ZOOM-Filmverleih.
- Im weiteren vgl. die Kurzfilmliste 1974, S. 37, Themen-Register, «Der behinderte Mensch».

Rosmarie Marolf

TV/RADIO-KRITISCH

Radionachrichten – hinter den Kulissen

Das Interesse des Publikums am guten alten Radio scheint nach wie vor ungebrochen. Diesen Eindruck bestätigte wiederum die erste Werkstattsendung von Radio DRS (13. März). In eigener Sache gestaltete und leitete André Hostettler ein Feature mit Studioatmosphäre über die meistgehörte Sendung des Radios. Werktags informieren sich allein bei den Mittagsnachrichten etwa 1,5 Millionen Zuhörer; das sind eine halbe Million mehr als bei der Hauptausgabe der Tagesschau. In der Sendung sollte keine Vollständigkeit und keine medienkritische Behandlung angestrebt, sondern ein Einblick in den Arbeitsalltag vermittelt werden. Der Hörer sollte sich vorstellen können, wie Nachrichten entstehen. Ein schon vom Ansatz her löbliches Unterfangen. Dem Hörer tut ein Blick hinter die Kulissen gut, sein Verhältnis zu den Nachrichten wird zugleich entspannter und kritischer. Dass man sich vorerst bloss auf eine Information über das «Machen» von Nachrichten beschränkt hat, kann der Sendung nicht zum Vorwurf gemacht werden. Alles Weitere hätte den Rahmen gesprengt und den Überblick nur verwirrt. Tatsächlich sind Nachrichten, entgegen ihrem biederem Anstrich, ein Problem, wie in den letzten Jahren immer stärker hervorgehoben wurde. Zu denken ist an die Bedingungen, unter denen ein Nachrichtenredaktor arbeitet, an den «unbekannten» Hörer, an die Verständlichkeit von Nachrichten, an ihre grundsätzliche Ausrichtung, um einige Fragen zu nennen (vgl. ZOOM-FILMBERATER 16/74 S. 11–15). Insgesamt also genug Stoff, um in einer späteren Sendung darauf einzugehen.

Anhand von Beispielen und akustischen Illustrationen zeigte die Sendung zunächst den Unterschied auf zwischen Reportage, Nachricht und Kommentar. Die Leiterin der Nachrichtenredaktion, Dorothea Howald, skizzierte die Anforderungen an den Nachrichtenredaktor: Er muss genau arbeiten, leicht verständlich formulieren kön-

nen, ein breites Allgemeinwissen mitbringen, sich in schweizerischen und ausländischen Verhältnissen auskennen, wirtschaftliche Zusammenhänge begreifen, sich rasch in neue Gebiete einschaffen können. Weiter wurde gezeigt, wie eine Meldung in die Nachrichtenredaktion gelangt. Eher selten ist der direkte Bericht vom Ort des Geschehens in die Redaktion in Bern, mit Ausnahme der Bundeshaus-Berichterstattung. Sechs Nachrichtenagenturen liefern Material über den Fernschreiber (Telex). Pro Tag treffen durchschnittlich etwa 750 Meldungen ein. Berührt wurde auch die Frage, wie die Agenturen sich unterscheiden und ob sie dem einen oder andern Standpunkt besondere Aufmerksamkeit schenken. Ein Redaktor meinte, der israelische Standpunkt komme allgemein besser zur Geltung, weil Israel eine aktivere Information betreibe. Welches Material für die Nachrichten ausgewählt wird, hängt ab vom Platz, der zur Verfügung steht, wobei eine bestimmte Schwelle nicht unterschritten wird. Von Zensur kann (ausser in Kriegszeiten) allein schon deshalb keine Rede sein, weil die direkten Sendungen vor der Ausstrahlung gar nicht abgehört werden können. Dem Nachrichtenkonzept nach hat das Inland gegenüber dem Ausland heute Priorität. Gering ist die Reaktion aus dem Publikum. Allgemein sind die Zuhörer, wie die Publikumsforschung der SRG herausfand, mehrheitlich an den Nachrichten stark interessiert. Vorgestellt wurden schliesslich auch die fünf Nachrichtensprecher und die eine -sprecherin.

Die Sendung zeichnete sich nicht nur durch ihren Informationsreichtum, die gekonnt eingemischte Studioatmosphäre und eine Portion Selbstkritik aus. Der doch recht trockene Stoff wurde geschickt in einzelne Bereiche der Nachrichtenvermittlung aufgelöst. Dazu kamen als unterhaltende Einspritzer humoristische Elemente. Offensichtlich sind Nachrichtenredaktoren ausnahmsweise auch zu anderem fähig, wenn man sie nur liesse. Vielleicht könnte man das «Oder?» (ausnahmsweise) von Bern aus redigieren.

Sepp Burri

Glückloser Jazz bei Radio DRS

Die Entstehung des Jazz nach 1900, seine schnelle Entwicklung über verschiedene Stile zu *der* Improvisationsmusik unserer Zeit und seine weltweite Verbreitung haben einen Grossteil unserer heutigen Musik grundlegend beeinflusst. Ja man kann ohne Übertreibung behaupten, gewisse Musiken – vor allem die Populärmusiken – wären ohne den Jazz und seine afro-amerikanischen Geschwister Blues und Gospelsong schlechthin undenkbar.

Lange verwechselte man in Europa und Amerika die kommerziellen Ableger des Jazz mit eigentlicher Jazzmusik. Der Einfluss begann mit dem heute längst salonfähigen «Foxtrot» und dem «Charleston», die wie die vielen späteren Tanzstile – Rock 'n' Roll u. a. inbegriffen – vom sehr kreativen afro-amerikanischen Tanz abstammen. Viele dieser Tanzformen haben in den letzten Jahrzehnten die europäischen konkurrenziert und zum Teil ganz verdrängt. Die Swing-Epoche während des Zweiten Weltkriegs brachte schliesslich den Höhepunkt der Jazzpopularität.

Fast jeder heutige Schlager – selbst der deutsche Schlager mit seinem strammen Marsch- und Polkarhythmus – weist deutliche (wenn auch stark verwässert) Jazz- und Blues-Einflüsse auf. Auch die heutige moderne Unterhaltungsmusik zehrt vom Bebop und vom Modern Jazz, und die ganze Welle von Rock und Pop entstand in den fünfziger und sechziger Jahren aus dem Versuch, schwarze Blues-Sänger und Musiker des Rhythm & Blues nachzuahmen.

Die moderne Unterhaltungsmusik verhält sich deshalb ähnlich zum Jazz und seinen Verwandten wie die «leichte Klassik» zur europäischen Kunstmusik. Seit den vierziger Jahren hat sich der Jazz zu einer Art von «Kunst» entwickelt, zu einer vielseitigen, subtilen Form von Improvisationsmusik ohne primäre Tanzfunktion. Aber er erhielt

deswegen von unseren Kultur- und Bildungsautoritäten keineswegs den gebührenden Respekt. Einerseits benutzt der Musikkommerz heute den Jazz ungeniert zu allerlei Anleihen – von Popmusik bis zu James Last und modernem Chanson –, andererseits wird der Jazz verkannt und mit seinen kommerziellen Ablegern in einen Topf geworfen. Viele Leute, die sonst glauben, etwas von Musik zu verstehen, können nicht einmal unterscheiden zwischen «Jazz», «Beat» und «all dem ausländischen Urwaldgeheul», wie sich etwa besonders erboste Hörerbriefe an das Radio ausdrücken.

Auch als man irgendwo oben in der ehrfurchtseinflössend-unübersichtlichen Hierarchie von Radio DRS die Struktur des neuen Radioprogramms plante, kam das unbequeme Stiefkind Jazz zur Sprache, das immer wieder zwischen den Abteilungen «Unterhaltung» und «Musik» (d. h. natürlich «ernste» Musik) hin- und hergeschubst worden ist, ohne einen angemessenen Pflegeplatz zu finden. Bisher hat man Jazz am Dienstag von 22.25 bis 23.25 Uhr (beschränkt auf Traditional Jazz und Swing) im ersten Programm und am Donnerstag, um die gleiche Zeit, im zweiten Programm, am Samstag von 14.30 bis 15 Uhr und am Sonntagabend als Füller nach dem Hörspiel hören können. Dazu kamen regelmässig mittags Jazzsendungen, die im Rahmen der Gemeinschaftssendung von Radio Suisse Romande übernommen wurden. Nur nach hartnäckigem Feilschen um Sendezeit hat man ungefähr die gleiche Sendedauer für selbstproduzierte Jazzprogramme im neuen Strukturplan bewahren können. Die Jazzsendung aus der Welschschweiz (Midi Musique) entfällt ganz. Seit der zweiten Januarwochen gibt es dienstags von 22.20 bis 23.00 Uhr Jazz, sofern keine Sportreportagen vorliegen. Die stündige Donnerstagssendung wurde gestrichen. Als teilweiser Ersatz fällt dem Jazz sonntags von 22.30 bis 23.30 Uhr im zweiten Programm ein Plätzchen zu, am ersten Sonntag des Monats jedoch nur eine halbe Stunde zugunsten einer rätoromanischen Sendung. Dadurch fehlen die regelmässigen einstündigen Programme, der einzige Ort, wo in kommentierten Sendungen auf komplexere Gebiete des Jazz eingegangen werden konnte.

Die Samstagssendung ist im neuen Strukturplan um 15.30 Uhr angesetzt. In dieser halben Stunde kann u. a. nur in derart gedrängter Form über die allerwichtigsten Ereignisse im Jazzgeschehen berichtet werden, dass praktisch jedes abgespielte Stück ausgeblendet werden muss. Es wirkt wie ein Witz, dass man darauf manchmal in der folgenden Sendung «Fünf nach vier», einer Popsendung, einige dieser Stücke ganz hören kann, weil dort genügend Raum auch für Jazz besteht! Nicht einmal die Radio-Hitparade, die von Woche zu Woche wenig Veränderungen in ihrer Liste aufweist (d. h. mehr oder weniger immer die gleichen Stücke spielt), muss mit einer solchen Form der Präsentation vorliebnehmen wie die alle drei Wochen ausgestrahlte Sendung «Neues vom Jazz». Den einzigen positiven Aspekt bedeuten die 20 Minuten Jazz, die neu im zweiten Programm um 19.40 montags, mittwochs und freitags ausgestrahlt werden. Dadurch erhalten auch endlich Schüler die Gelegenheit, zu einer vernünftigen Tageszeit am Radio Jazz zu hören, auch wenn 20 Minuten für die heute langen Jazzstücke oft sehr kurz sind.

Es wird berichtet und bewiesen, dass deutsche Radiosender, die bisher ohnehin schon beträchtlich mehr und bessere Jazzprogramme geboten haben, in diesem Jahr ihre Sendezeit für Jazzmusik bis zu 40% zusätzlich steigern. In der Schweiz argumentiert man jedoch gegen die Forderung nach einer angemesseneren Präsentation des Jazz an Radio DRS, verglichen mit den Ergebnissen von (allerdings fadenscheinigen) Hörerumfragen sei der Jazz ohnehin schon übervertreten. Aber wie kann jemand eine Musik gerne haben und sich für sie aussprechen, wenn sich keine Gelegenheit bietet, sie kennenzulernen? (Diese Indifferenz gegenüber dem Jazz wirkt sich ja auch auf die Schweizer Jazzszene aus: Unsere Musiker sind sehr geschätzt – im Ausland. In der Schweiz können sie sich nur mit Tanzmusik oder nichtmusikalischen Berufen durchschlagen...) Musikschulen und allgemeine öffentliche Schulen unternehmen in der Schweiz kaum etwas für den Jazz. Das Deutschschweizer Fernsehen beschränkt sich bequem auf zeitweiliges Abspielen von Auf-

zeichnungen des Festivals von Montreux. Damit bleibt das Radio als einzige spärlich fliessende Quelle für denjenigen, der sich über Jazz informieren möchte. Oder man schaltet sich in die täglichen Jazzsendungen deutscher UKW-Sender ein, wie bisher auch...

Jürg Solothurnmann

PS: Der Gestalter oder der Präsentator, dies sind die Leute, durch die der Hörer mit dem Radio in Kontakt kommt. Erfreute und weniger erfreute Briefschreiber meinen immer wieder, er sei dafür verantwortlich, wenn etwa zuviel neue Musik oder zuwenig volkstümliche Musik gesendet werde, und man müsse auf ihn einwirken, wenn sich dieser Zustand ändern solle. Das Programm wird aber «von oben» durch einen Strukturplan festgelegt, der nur relativ geringe Flexibilität erlaubt. Deshalb ist es ziemlich nutzlos, an die Musikressorts der verschiedenen Radiostudios oder gar an die «TV & Radio-Zeitung» zu schreiben. Für die neuliche Kürzung der Jazzprogramme ist in erster Linie zuständig: Radio DRS - Studio Basel, Abteilung Musik, Postfach, 4024 Basel.

Erneuerungsfreudigkeit und radiophonische Phantasie

Dialekt und Unterhaltung am Radio – zwei Schwerpunkte aus einer Laudatio

rpd. Mitte März wurde der Zürcher Radiopreis an Benno Kälín für seine Dokumentar-sendung über den Berner Troubadour Mani Matter sowie an Susi Aeberhard für die Dialektfassung des Hörspiels «Stille Nacht» (Harald Müller) verliehen. Dr. Martin Schlappner, Jury-Mitglied und NZZ-Medienredaktor, äusserte sich in seiner Laudatio u. a. auch zum Thema «Dialekt am Radio»: «Allerdings war es so, dass man von dem, was einmal richtig gewesen war und sich bewährt hatte, nicht mehr lassen wollte, dass Mundart und Dramaturgie des Hörspiels zum Muster, schliesslich zum Rezept wurde, sich abgriff, zur Leerformel zerfiel. Aus dieser Stagnation herauszukommen, brauchte es viel Mühe, viel Begabung – und auch den Mut zum Widerstand gegen jene, die an den klischierten Vorstellungen, wie ein Mundarthörspiel, zumal ein berndeutsches, sich auszunehmen habe, sich festklammerten. Es war und ist das – teilweise noch – im Hörspiel nicht anders als im Film, wo es auch erst heute wieder gelingt, Dialoge in einer Mundart zu schreiben, welche die Lebenden, vornehmlich die jüngeren Generationen, als die ihre, als die von ihnen gesprochene, als eine sprechbare überhaupt empfinden und daher wieder verstehen, auch wieder zu schätzen lernen. Das Mundart-Hörspiel ist also nicht abgeschrieben, vielmehr ist es so, wie gerade die verschiedenen Zürcher Radiopreise – ich möchte sagen: unwillentlich – deutlich machen, dass sich ihm junge Autoren mit neuer, für viele unerwarteter Initiative, vor allem aber mit Sprachphantasie und vielfach auch mit zeitgemässen Methoden der Sprachfindung, mit der Methode des Aufzeichnens von Reden und Redensarten auf das Tonband und der Konkretisierung dieses Materials im künstlerischen Produkt, zuwenden.»

In seiner Würdigung von Benno Kälíns Mani-Matter-Hörbild ging Schlappner auf die «Unterhaltung am Radio» ein: «Diese künstlerische Statur des Troubadours nachentworfen zu haben, ohne dabei ins breitspurig akademische Interpretieren auszuschweifen, was einer Unterhaltungssendung überdies schlecht angestanden hätte, das ist Benno Kälíns darstellerische radiophonische Leistung. Und diese Künstlerpersönlichkeit mit- und nachempfunden zu haben, ohne den Umstand, dass es sich um eine Sendung innerhalb der Abteilung Unterhaltung handelt, zu einem Diktat der blossen unterhalterischen Unverbindlichkeit verdorren zu lassen, das ist die andere Qualität dieser Produktion. Eine dritte kommt hinzu, und diese Qualität

weist ihrerseits wieder zurück auf die Erneuerungsfreudigkeit und radiophonische Phantasie, die im Studio Bern herrschen: die Qualität einer, so meine ich, für dieses Studio kennzeichnenden Unterhaltung, in welcher nicht Pikanterie und Sarkasmus, nicht Schnoddrigkeit und platte Pointierungssucht als das Unterhaltende angeboten werden. In welcher vielmehr ein Humor, ein untergründiger, oft tiefer, oft melancholischer Humor zu Worte kommt, und wo eine nicht so sehr pifffige, als vielmehr gewogen ausgelassene Heiterkeit den Ton angibt, in welcher die Redensarten, wenn sie pointiert formuliert sind, mundart-sprachlich von treffsicherer Art sind. Womit sich die Unterhaltungssendungen aus dem Studio Bern, betrachtet man sie im Schnitt, in besonderer Art von den Unterhaltungssendungen anderer Studios unterscheiden und diesen gegenüber sich sogar als reicher palettiert, als witzig und humorvoll, als ironisch im besten Sinne profilieren – weil die berndeutsche Mundart bei aller Gemächlichkeit und Farbigkeit eine unterschwellige Distanziertheit besitzt. Das Studio Bern setzt, auch das ein Zeichen der Entwicklung aus langjährig konventionellem heraus, seine Konzeption der Unterhaltung qualitativ gegenüber anderem, was weniger anreizt und aus anderen Studios stammt, durch. Oder...?»

Deutsches Fernsehen in der Entführungskrise: kein Ruhmesblatt

Die Rolle des Fernsehens bei der Entführung des Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz wird in der Bundesrepublik heftig diskutiert, wobei vielfach von Versagen in einer Krisensituation die Rede ist. Andererseits beklagte der Intendant des Hessischen Rundfunks die von den Entführern erpresste Fernsehübertragung vom Frankfurter Flughafen. Der Hessische Rundfunk sehe sich als öffentlich-rechtliche Anstalt «ungern zum Erfüllungsgehilfen des Staates» gemacht. Weiter bemerkt der Intendant, dass anders nicht zu handeln war, weil er die Verantwortung für das Leben von Lorenz nicht übernehmen konnte. Es war indessen nicht diese Zwangssituation des Fernsehens, die einer Kritik rief, sondern vielmehr die Art, wie die Affäre in ihrer Gesamtheit am Fernsehen behandelt wurde. ZOOM-FILMBERATER publiziert in der Folge zwei Stimmen aus der Bundesrepublik zu dieser Sache. Dies nicht zuletzt im Hinblick darauf, dass das Schweizer Fernsehen einmal ungewollt und unvermittelt vor einer ähnlichen Situation stehen könnte.

Hilflos, aber live

Es war nicht leicht, ausgepumpte Politiker, die nichts sagen durften, auszuquetschen; manchmal war es kaum noch anzusehen. Voller Probleme steckte auch die Indienstnahme des Fernsehens durch staatliche Organe und Entführer. Und ausserdem war Wahlzeit in Berlin. Dennoch bleibt ein Missbehagen über die Fernsehberichterstattung im Anschluss an die Entführung von Peter Lorenz, das durch derlei Probleme nicht gedeckt wird.

Anstössig war nicht, dass der Zuschauer am Donnerstagabend erst nach halb elf erfuhr, dass es keine «Bilder aus der Wissenschaft» geben würde (man hätte dies auch schon vor «Columbo» mitteilen können). Solche Servicepannen wirken fast sympathisch. Schwer dagegen wiegt die einfallslose Hilflosigkeit, die viele Reportagen und Interviews ausgezeichnet hat. Es ist überflüssig, einen Reporter abzurufen, der dann nur mitteilt, dass er nichts zu sagen weiss: «Damit zurück nach Hamburg.» Überflüssig heisst: Es bläht auf, sorgt dafür, dass sich das Wichtige und das Nichtige immer ähnlicher werden; vermittelt Tatortgefühle, suggeriert Teilnahme – an nichts.

Nichtssagende Bilder, Konferenzräume, verschlossene Türen, anfahrende Limousinen bringen live auf den Hund. Die Nervosität von Journalisten vermittelt zwar deren eigenen Zustand, schüttet jedoch die Distanz zwischen Bericht und Berichterstatter zu. Nur selten gingen Fragen unter die Oberfläche (etwa, als Friedrich Nowotny im «Bericht aus Bonn» Helmut Kohl interviewte). Um so häufiger sah man den scheinbar bohrenden Frager: Was man besprochen habe, wie es weitergehe und wann – eitle, nichtsnutzige Rhetorik, wenn alle Welt doch weiss, dass der Gefragte nichts sagen wird. Klaus Böllings Mitteilung, man habe konzentriert getagt, ist absolut belanglos, sie ist lediglich live. Mit unverdrossener Zuversicht griff man ins Repertoire der Abendschau und förderte nur Routine zutage. Einen wiedergewählten Vorsitzenden mag man fragen, wie er sich fühlt. Bei Heinrich Albertz wirkt das nur noch peinlich.

Vielleicht wäre dies weniger aufgefallen, wenn es nicht ein Monopol der Nachrichtenredaktionen gegeben hätte, mit dem Resultat völliger (auch physischer) Überforderung. Nicht eine einzige Sondersendung brachte Entlastung. Wo blieb die sonst wohlfeile Gesprächsrunde, die juristische, sozialpsychologische, politische Fragen aufgearbeitet hätte, die man den Politikern nicht stellen konnte? Wo blieben die kühlen Analytiker, die Magazinjournalisten, die das Dilemma kommentiert hätten, die gesagt hätten, was Brian Jenkins in «Report» am Montag sagte? Kein Flugzeug aus Berlin, gewiss. Aber weshalb? Zwei Krisenstäbe, gewiss. Aber welcher hat entschieden? Ein Pfarrer, gewiss...

Die Stunden von Katastrophen sind schon immer die Stunden des Fernsehens. Kein Medium fängt jenes Gemisch aus Betroffenheit und Neugier besser auf: durch das Angebot der Beteiligung. Doch Sternstunden für den Informationsauftrag des Fernsehens sind selten daraus geworden. Auch diesmal nicht. Norbert Schneider (epd.)

Nicht als «Erfüllungsgehilfe», sondern in «öffentlicher Verantwortung»

Das Fernsehen war nicht nur freiwillig dabei, sondern erpresst. Das ist ein Novum – wenigstens hierzulande: Der Eintritt des Verbrechens «in sein elektronisches Zeitalter» (Michael Schwarze in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung [FAZ] vom 6. März). Zum erstenmal «ein Verbrechen, das ohne das Medium Fernsehen nicht möglich gewesen wäre» (epd.). Das wirft Fragen auf, deren Antworten nicht schon im voraus bereit zu haben, niemand schändet. Auch die Intendanten der Rundfunkanstalten nicht.

Um so mehr verwundert, was Intendant Hess vom Hessischen Rundfunk noch mitten in der Krise und offenbar ungefragt zum besten gab: dass sich der Hessische Rundfunk «ungern zum Erfüllungsgehilfen des Staates» habe machen lassen. Das «ungern» versteht sich von selbst. (Und zum nicht sonderlich pietätvollen Kostenlamento ist zu erfahren, dass die dem Hessischen Rundfunk entstandenen Kosten, soweit sie unvermeidlich waren, ja sowieso auf die ARD umgelegt werden.) Von Erfüllungsgehilfenschaft des Staates zu sprechen, ist aber zumindest unbedacht. Der staatliche Zugriff auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk hat, wie Hess wissen sollte, andere Gestalt; geschieht durch die Vermittlung von Parteienmacht, ist das tägliche Brot praktizierter Medienpolitik und mit der Ausnahmesituation des Erpressungsfalles nicht zu verwechseln. Angesichts der Notsituation des Staates auf Staatsfreiheit oder Staatsferne des Rundfunks zu rekurrieren und ein Lamento über Erfüllungsgehilfenschaft anzustimmen, verrät eine naive Selbstüberschätzung der Rundfunkmacht.

Nicht der Staat hat den Rundfunk erpresst, sondern die Entführer: «Von allem Anfang an hatten die Erpresser die Möglichkeit in ihr Kalkül gezogen, hernach haben Politiker und Polizei auf der gleichen Ebene reagiert» (Schwarze, FAZ). Darüber, ob ihnen eine andere Wahl geblieben wäre, braucht hier nicht diskutiert zu werden. Fest steht, dass die Fernseh-Verantwortlichen von dem Augenblick an, als die Politiker

und die Polizei auf die Bedingungen der Erpresser eingingen, vor gar keine Wahl mehr gestellt waren. Die Entscheidung war ihnen abgenommen. Und sie sollten eigentlich dafür dankbar sein. Guten Gewissens übrigens, denn mit der Rundfunkfreiheit hatte diese Entscheidung nichts zu tun.

Das könnte nur meinen, wer die gesetzlich aufgegebene Staatsferne des Rundfunks dahin missverstehe, den Rundfunk «ausserhalb der gesamtstaatlichen Verantwortung zu sehen» und wer in seinem Staatsbegriff «staatsorganschaftlichen Bereich und gesellschaftlichen oder öffentlichen Bereich» vermengte. Der Rundfunk in Deutschland ist «zu einer öffentlichen Einrichtung geworden» und steht «in öffentlicher Verantwortung», heisst es im Fernsehurteil des Bundesverfassungsgerichts von 1961. Und: Die Veranstaltung von Rundfunkprogrammen ist eine «öffentliche Aufgabe». Der Rundfunk ist jedenfalls kein Staat im Staat. Wenn in Übereinkunft aller die Vertreter des organschaftlichen Staatsbereichs sich entschliessen, zur Rettung eines Lebens Grundsätze des Legalitätsprinzips zu suspendieren, kann sich niemand unter der Berufung auf Rundfunkgesetze ausschliessen. Sie sind kein höheres Recht als etwa die Strafgesetze. Wenn der Staat sich den Erpressern beugte, musste der Rundfunk als Teil dieser Staatlichkeit, nämlich des öffentlichen oder gesellschaftlichen Bereichs, sich mitbeugen. Er reagierte «in öffentlicher Verantwortung». Die Rundfunkfreiheit erstreckte sich darauf, dass ihm die Freiheit blieb, die Entscheidung des Staates zu kritisieren.

Die Rundfunkgesetze sehen den Erpressungsfall nicht vor – Gott sei Dank. Die Analogie, die sich anbietet, wenn denn wirklich eine gesucht werden soll, ist nicht etwa der illegitime Machtzugriff des Staates auf die zarte Pflanze Rundfunkfreiheit, sondern das legitime Verlautbarungsrecht des Staates, das in den Rundfunkgesetzen der Länder verankert und vom Bundesverfassungsgericht 1961 bestätigt worden ist: die unbestrittenen «Kompetenzen des Bundes» etwa, die sich «kraft Sachzusammenhangs aus seinen Zuständigkeiten etwa für Verteidigung, Zollwesen und Angelegenheiten des Bundeskriminalamtes herleiten lassen» (Fernsehurteil).

Ob dennoch alles richtig und nötig war, was der Rundfunk freiwillig tat, ist eine ganz andere Sache. Damit ist nicht gemeint, ob denn der Tagesschau-Zuschauer unbedingt erfahren musste, wann Frau Lorenz einen Waldspaziergang unternahm? Und noch nicht einmal, was der Frankfurter Polizeipräsident Müller in der Diskussionssendung am 6. März im Hessischen Rundfunk 3 montierte, ohne dass während der Sendung ein offizieller Widerspruch erfolgte: dass nämlich der Hessische Rundfunk eine Erklärung der «befreiten» Häftlinge bereits wenige Sekunden nach der Aufnahme ausgestrahlt habe, obwohl die Sendung erst später und auf Anweisung eines Krisenstabes erfolgen sollte.

Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob der Rundfunk, ob speziell das Fernsehen seine erpressten Leistungen wirklich so sehr ins Programm integrieren musste, wie das ohne Not geschah, wenn Erklärungen gemäss den Forderungen der Erpresser nicht nur zu den geforderten Zeiten verlesen, sondern dazu noch in den folgenden Nachrichtensendungen ausführlich referiert oder gar zitiert wurden; gleichsam gratis weiterverbreitet, obwohl zur Erfüllung der Erpressung die einfache Erfolgsmeldung der Verlesung ausgereicht hätte und obwohl der Verzicht auf den Quark der verblasenen Wortlaute kein Verlust für die Nachrichtengebung gewesen wäre.

Die Frage ist, warum das Fernsehen nicht alle erpressten Leistungen ausdrücklich als das gekennzeichnet hat, was sie waren: als Nicht-Programm, als blosses Verlautbarungen in fremden Auftrag. Nachrichten von Entführern und für Entführer dürfen in Nachrichtensendungen des regulären Programms nur vorkommen, wenn sie ausdrücklich als Durchsage gekennzeichnet sind. Sonst könnte sich der Rundfunk tatsächlich zu einem «Erfüllungsgehilfen» machen – und dazu noch ohne Not.

Den öffentlich-rechtlichen Anstalten der ARD und dem ZDF ist anzuraten, für künftige Fälle einen Krisenkoordinator zu benennen. Er könnte nicht nur journalistischem Übereifer und Fehlverhalten steuernd entgegenwirken sowie die Anforderungen staatlicher Krisenstäbe ins Rundfunkgemässe übersetzen, sondern auch auf die sau-

bere Trennung von selbstverantwortetem Programm und erpresster Dienstleistung achten, und vielleicht auch darauf, dass die kriminelle Sensation nicht ernster genommen wird als die politische Reaktion auf sie: Die Erklärung von Bundeskanzler Schmidt nach der Tagesschau vom 5. März – typisches Beispiel für eine Verlautbarung ausserhalb der Programmverantwortung der Intendanten –, wurde zwar im ARD-Gemeinschaftsprogramm, nicht aber gleichzeitig in allen dritten Programmen gesendet.

Peter Christian Hall (epd.)

BILD+TON-PRAXIS

Freundlichkeit

Art des Mediums: Tonbild, 22 Dias, farbig, Tonband 15 Min., mit Impuls (nur KDL), Hochdeutsch, Textheft mit methodischen Hinweisen; Produktion: Steyl SVD, München; Verleih: KDL, Neptunstr. 38, 8032 Zürich (Tel. 01/47 9686); MBR, Helvetiaplatz 2, Postfach, 3000 Bern 6 (Tel. 031/44 9065).

Inhalt

Die Tonbildschau wirbt für mehr Freundlichkeit im Alltag; denn auf diese Weise werden Brücken des Vertrauens und des gegenseitigen Vertragens geschaffen.

Gestaltung von Bild, Ton und Text

Besonders die Bilder 8, 10, 12, 14; eventuell 4, 9, 13, sind so treffend-witzig und eindrücklich, dass man das Tonbild auch nur auf diese wenigen Dias beschränken kann, um ihre Wirkung zu erhöhen. «Freundlichkeit» ist eine der wenigen Lern-Ton-Bild-Schauen, die sich nach meinen Kenntnissen mit Recht als solche bezeichnen dürfen. Der Ton unterstreicht wirklich auch Bild und Text. Zudem wird mit einfachsten Mitteln gearbeitet, beispielsweise werden die reichen Möglichkeiten kleiner Solo- oder Orff-Instrumente aufgezeigt. Dieser akustische Einfallsreichtum regt den Betrachter auf vorzügliche Weise an, den Tonteil selber zu gestalten.

Das Tonbild hat einen straffen logischen Aufbau mit klaren Zielsetzungen. Sein Wortlaut ist einfach und bündig. Dennoch sind nicht alle verwendeten Begriffe, Umschreibungen und Sprichwörter für die empfohlene Hörschicht verständlich. Beim Einsatz auf der Schulstufe (ab 6. Klasse) müssten zum mindesten folgende Begriffserklärungen vorausgehen: Atmosphäre (hier Stimmung), Bewusstseinslücke, Brückenbauer (hier Friedensstifter), Charakterfehler, Frohmüt, Griesgram, Launen- und Katzenfreundlichkeit, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, philosophieren, Schlussverkauf, Stress, Toleranz, verhinderter Diktator, sich vergeben. Konkretisierung ist wichtig, aber auch heikel. Sie birgt die Gefahr der Klischeevorstellung in sich. Zwar darf man dem Text zugute halten, dass er Verallgemeinerungen vielfach relativiert (z. B. selten ist jemand immer unfreundlich – manche Schaltherbeamte sind verhinderte Diktatoren usw.). Die starke Bildwirkung und entsprechende Geräuschuntermalung machen jedoch diese Relativierung wieder zunichte. Bei der nachfolgenden Verarbeitung sollen daher solche Verallgemeinerungen behandelt und wo nötig korrigiert werden. Die Mappe enthält eine mässig gute didaktische Begründung der Reihe «Akzente», genaue technische Daten für die Vorführung, Anregungen für ein Gespräch sowie Bild- und Textfolge.